

EVA BJÖRG
ÆGISDÓTTIR

HOME
BEFORE
DARK

EVA BJÖRG
ÆGISDÓTTIR

HOME
BEFORE
DARK

PSYCHOTHRIILLER

Aus dem Isländischen von Freyja Melsted

Kiepenheuer & Witsch



1. Auflage 2026

Titel der Originalausgabe Heim fyrir myrkur

© 2023 Eva Björg Ægisdóttir

Aus dem Isländischen von Freyja Melsted

© 2026, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,
Bahnhofsvorplatz 1, 50667 Köln

Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung zero-media.net, München

Covermotiv © Magdalena Russocka/Trevillion Images; FinePic®, München
Gesetzt aus der Arno Pro, Josefin Sans, Futura und Times New Roman

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-01241-5

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

produktsicherheit@kiwi-verlag.de

PROLOG

Seit vielen Jahren habe ich den gleichen Traum: Ich stehe zu Hause im Garten in einer Badewanne und meine Mutter schrubbt mich mit einem Waschlappen. Die Umgebung ist schneebedeckt, der Himmel sternenklar und von dem brennend heißen Wasser steigt Dampf auf, der uns umhüllt. »Du musst sauber sein«, murmelt meine Mutter, während sie so fest schrubbt, dass meine Haut ganz rot wird.

In der Ferne erklingt eine Glocke.

Ich weiß nie, ob dieser Traum gut oder schlimm ist. Während das alles passiert, geht es mir nicht schlecht, aber wenn ich aufwache, starte ich mit einem Unbehagen in den Tag und werde das Gefühl nicht los, dass ich nicht sauber bin, egal wie oft ich mich wasche.



Manche leben in einer Traumwelt, während andere der
Realität ins Auge sehen; und dann gibt es jene,
die eine der Welten in die andere verwandeln.

ERASMUS VON ROTTERDAM

MARSIBIL

SAMSTAG, 12. NOVEMBER 1977

Der Brief lag auf dem Boden, als ich nach Hause kam, ein weißer Umschlag auf den schmutzigen Fliesen. Mit schwarzen Großbuchstaben stand mein Name darauf: MARSIBIL KARVELSDÓTTIR. Mein Herz raste, als ich ihn öffnete, nicht sorgfältig mit einem Brieföffner, wie Papa es mir gezeigt hatte, sondern hastig und schlampig, sodass auch ein Teil des Inhalts riss. Der Brief war von Hand geschrieben, und an manchen Stellen war die Tinte der Buchstaben verlaufen, wie kleine Adern.

*Hallo Marsibil,
ich habe dich vermisst! Wie geht's dir?
Hoffentlich verzeihst du mir, dass ich diesmal deinen
richtigen Namen benutze (haha, witzig, nicht wahr?).
Ich dachte, ich sollte dir schreiben, damit du siehst, dass ich
noch da bin, nur ein paar Worte entfernt, wenn du mich
brauchst.
Hoffnungsvolle Grüße*

Etwas Kaltes kroch meinen Rücken hinunter wie ein Regenwurm und meine Beine gaben nach. Am liebsten hätte ich mich auf dem Boden zusammengekauert, doch stattdessen setzte ich mich an den Küchentisch und starrte eine gute Stunde lang aus dem Fenster.

Für den Rest des Tages wandelte ich wie ferngesteuert durch die Wohnung. Jede halbe Stunde kontrollierte ich das Schloss, meinte, jemanden am Fenster zu hören, und versteckte mich hinterm Vorhang, als ein Mann in meine Richtung blickte, während sein Hund sich im Vorgarten erleichterte.

Nachts machte ich kein Auge zu.

In der vierten Nacht in Folge, die ich hellwach ins Dunkle startete, fragte ich mich, wie lange man wohl ohne Schlaf überleben konnte. Irgendwo hatte ich einmal etwas von zehn Tagen gehört, aber ich überlegte, woran man letztendlich starb: Wurde das Herz zu schwach oder ging der Körper einfach kaputt? Gab auf? Doch davor würde man wahrscheinlich die Symptome des Schlafentzugs zu spüren bekommen; Halluzinationen, Gedächtnisverlust, schlechte Konzentration und langsame Reaktionen. Ich merkte definitiv, dass es mir schwerfiel, mich zu konzentrieren, aber noch hatte ich keine Halluzinationen.

Am Morgen des vierten Tages rief meine Mutter an, als ich gerade die Blätter der Friedenslilie zählte. Gestern waren es siebzehn, heute kam ich nur auf fünfzehn. Das konnte nicht sein, aber ich hatte schon dreimal nachgezählt.

»Hast du den Artikel gesehen?«, fragte sie mit belegter Stimme, als wäre sie vor Kurzem erst aufgewacht.

»Welchen Artikel?«

»Den Artikel über deine Schwester«, sagte meine Mutter. »*Zehn Jahre seit Stínas Verschwinden* oder irgend so ein Unsinn. Das schreiben sie nur, damit sich die Leute wieder das Maul über uns zerreißen können.«

Die Wortwahl meiner Mutter rief ein Bild vor meinem inneren Auge hervor: Wir, die Familie, lagen auf einem Tisch, während die Meute darum kämpfte, einen Bissen von uns abzubekommen.

»Was steht drin?«

Ich setzte mich hin und schloss die Augen, die nach den schlaflosen Nächten brannten und ganz wund waren. Seit ich den Brief bekommen hatte, war ich gereizt und schnell irritiert, als würde ich jeden Augenblick damit rechnen, dass jemand auftauchte und mich packte. Am schlimmsten waren die Nächte, ich lag mit Wachträumen im Bett und hörte überall Geräusche; eine flüsternde Stimme in meinem Ohr und Schritte auf dem Schotter vor dem Fenster, obwohl meine Wohnung im dritten Stock lag. Der Schlafmangel wirkte sich seltsam auf meine Sinne aus, ich schien nur noch verzerrt zu hören. Manche Geräusche klangen wie ein fernes Rauschen, während andere mir verstärkt vorkamen. Den Wind und das Brummen der Heißwasserleitungen hörte ich lauter als die Stimmen meiner Gesprächspartner oder die Musik im Radio. Meine Gedanken waren wie Lehm, der sich nicht formen ließ, aber die Wachträume zugleich lebhaft. Es war mir schon immer schwergefallen, zwischen Traumwelt und Realität zu unterscheiden, sie vermischten sich in meinem Kopf zu einem großen Durcheinander. Oft hatte ich das Gefühl, keiner der beiden trauen zu können.

Meine Mutter seufzte. »Sie schreiben über den Vermisstenfall und auf dem Titelblatt ist ein Bild von Stína. Beim Artikel ist dann ein Bild von uns, das aus dem Wohnzimmer, das sie kurz nach ihrem Verschwinden gemacht haben, weißt du noch?«

Ich konnte mich kaum erinnern, aber bejahte.

Meine Mutter seufzte, und es klang, als hätte sie Tränen in den Augen. »Wie kann es sein, dass zehn Jahre vergangen sind, Marsí?«

»Ich weiß auch nicht.«

Lange Stille. Dann erklang das Rascheln von Papier und ein Räuspern. »Kommst du morgen?«

»Ich komme.«

Jedes Jahr am siebzehnten November setzte ich mich in mein Auto und fuhr nach Nátthagi, wo ich aufgewachsen war, um diesen Jahrestag zu feiern, den niemand von uns feiern wollte. Schon Wochen vor der Abreise wuchs meine Angst stetig an, ich überlegte mir unzählige Ausreden, aber fuhr trotzdem immer hin.

»Fahr nicht zu spät los«, sagte meine Mutter. »Die Straßen sind bei Tageslicht sicherer. Du weißt, wie dunkel es hier auf dem Land wird.«

»Ja, mache ich«, versprach ich. »Ich werde auf jeden Fall vor Einbruch der Dunkelheit da sein.«

Das war gelogen.

Nach dem Telefonat mit meiner Mutter setzte ich mich mit dem Brief an den Küchentisch. Ich erkannte die Handschrift wieder, das G mit der langen Schlaufe und das kleine R, und als ich die Augen schloss, sah ich den allerersten Brief vor mir, der vor elf Jahren gekommen war. Wenn ich mich konzentrierte, konnte ich ihn noch riechen, das Papier und die Tinte, aber auch noch etwas anderes. Etwas Fremdes.

Alles begann an einem kalten, tristen Donnerstag. Donnerstags kam unser Abonnement von *Vikan* und meine Schwester und ich lasen die Zeitschrift meist zusammen, ich hing über Stínas Schulter, und sie blätterte. Gegen Ende des Jahres 1966 hatte Stína das Interesse an den Heften verloren, also las ich sie allein, während Stína mit ihren Freundinnen unterwegs war. Ich verschlang die Fortsetzungsromane und Comics, aber am allerbesten gefielen mir die Leserfragen, die von »der Post« beantwortet wurden. Eines Donnerstags bemerkte ich eine neue Rubrik: *Brieffreunde*.

Ich hatte noch nie über Brieffreundschaften nachgedacht, aber

in den Monaten davor war ich sehr einsam gewesen und deshalb offen für die Idee. Seit Stína auf die weiterführende Schule in Reykholt ging, verbrachte sie kaum noch Zeit zu Hause und ich hatte niemanden zum Reden und langweilte mich.

Ich dachte kurz nach, holte dann einen Zettel und legte los: *Liebe Vikan, schrieb ich. Vielen Dank für die schöne Ausgabe. Ich möchte gerne Brieffreundin von einem Jungen oder Mädchen im Alter von 13–16 Jahren werden. Ich bin 13 und meine Hobbys sind ...*

Stína kam aus ihrem Zimmer, als ich gerade überlegte, was meine Hobbys waren. Sie ging zum Spiegel im Flur und kämmte sich die schulterlangen blonden Haare. Mit der Pubertät hatte ich Pickel und fettige Haare bekommen, aber Stína war immer schöner geworden, bildete weibliche Kurven aus und markante Wangenknochen. Am meisten beneidete ich sie aber um ihre Fröhlichkeit. Meine Stimmungsschwankungen waren wie das isländische Wetter, wechselhaft und unberechenbar, während Stína so wirkte, als wäre die ganze Welt für sie pure Freude und Glückseligkeit. Solche Menschen wollten alle viel lieber um sich haben als jemanden wie mich, die immer nur meckerte.

Ich kaute auf dem Bleistift, während ich meine Schwester beobachtete.

In den Briefen konnte ich sein, wer ich wollte. Ich musste nicht die mürrische Marsí sein, sondern konnte so sein wie meine Schwester. Schlagfertig, lebensbejahend und fröhlich.

Ich konnte Stína sein.

Nach kurzem Überlegen radierte ich die 13 weg und schrieb stattdessen 15. Ich listete Stínas Hobbys auf, Malen und Kinofilme, und am Ende schrieb ich: *Liebe Grüße, Kristín Karvelsdóttir.*

Es war eine kleine, harmlose Lüge, aber etwa ein Jahr später schrieb ich immer noch mit meinem Brieffreund, einem Jun-

gen namens Bergur, und wir beschlossen, uns persönlich kennenzulernen. Er kam den weiten Weg in mein Dorf, aber nicht, um mich, Marsibil, zu treffen, sondern die sechzehnjährige Kristín.

Und dann war sie weg.

Zehn Jahre lang ließ mich der Gedanke nicht los, mein Brieffreund könnte etwas mit Stínas Verschwinden zu tun haben, aber ich erzählte nie jemandem davon, weil ich mich nicht traute einzugestehen, dass ich vielleicht schuld war. Anfangs hatte ich abgewartet und gehofft, er würde eine Erklärung schicken, mir sagen, er hätte es nicht geschafft oder sich spontan gegen das Treffen entschieden. Aber in den zehn Jahren, die seither vergangen waren, hatte ich keine weiteren Briefe bekommen.

Bis jetzt.

2

DONNERSTAG, 17. NOVEMBER 1977

Über den Weg zu meinem Haus erzählte man sich eine Geschichte: Manchmal, wenn man im Dunkeln dort entlangfuhr, erschien eine Frau am Straßenrand, die eine Mitfahrgelegenheit suchte. Wenn man ihr in die Augen sah oder abbremste, musste man damit rechnen, ihr Gesicht kurz darauf im Rückspiegel zu sehen, weil sie auf der Hinterbank saß. Manche erschrakten so sehr, dass sie von der Straße abkamen.

Von anderen Straßen auf Island gab es ähnliche Geschichten, in denen Männer oder Frauen am Straßenrand standen, in manchen hielt die Person einen Schädel unterm Arm. Ich hatte die Frau noch nie gesehen, obwohl ich die Strecke schon oft allein im Dunkeln gefahren war, aber dort hatten tatsächlich schon viele ihr Leben gelassen. Trotzdem vermutete ich, dass es eher am schlechten Zustand der Straße lag, der Dunkelheit, überhöhter Geschwindigkeit und Übermüdung, als an einem weiblichen Geist auf der Rückbank.

Meine Mutter sah das anders.

Sie kannte unzählige dieser Geschichten, die sie aufrichtig glaubte und fürchtete. Ich war noch nie einem abergläubischen Menschen begegnet. Als Kind flüsterte sie mir zu, ich müsse auf jeden Fall vor Mitternacht einschlafen, denn dann würden die bösen Wesen erwachen. Sie klopfte auf Tische oder Holz, erklärte mir, Geister würden stets zweimal an Türen klopfen, und klopfte selbst immer dreimal. Einmal war sie

voller Freude, weil sie draußen auf der Wiese ein Hufeisen gefunden hatte, das später über unserem Eingang hing. Meine Mutter meinte, es bringe Glück, aber ich glaubte nicht wirklich daran. Unserem Zuhause war nie viel Glück beschert gewesen.

Bevor ich weiter landeinwärts ins Tal fuhr, machte ich einen kleinen Umweg zu einer Raststätte, aß einen Hotdog und trank dazu eine Cola und wässrigen Filterkaffee.

»Hungrig?«, fragte die Frau hinterm Tresen und ihre Zunge umkreiste die aufgesprungene Unterlippe wie der Zeiger einer Uhr.

Ich konnte es nicht ausstehen, wenn Verkäufer mir Gespräche aufzwingen, und lächelte bemüht, schüttete den restlichen Kaffee weg und ging zur Toilette, wo ich mich über die Kloschüssel beugte. Ich übergab mich nicht, aber meine Augen brannten von dem Ammoniak und ich würgte ein paarmal, bevor ich mir den Mund abwischte und die Spülung drückte.

Im Spiegel sah ich eine Frau mit kleinem Mund, schmalen Lippen und glasigen Augen, die das Gesicht kränklich aussehen ließen. Bei ihrem Anblick lief mir ein Schauer über den Rücken. Die Schlaflosigkeit hatte mich verändert und die Haut in meinem Gesicht wirkte schlaff und matt wie ein alter Farbstrich.

Regen trommelte gegen die Windschutzscheibe, als ich wieder losfuhr. Ich schob eine Kassette in die Anlage und drehte die Musik laut auf, um meine Gedanken und Sorgen zu über-tönen. Wegen der ständigen Müdigkeit fühlte ich mich meist dösig, als würde ich gleich einschlafen, aber es gelang mir einfach nicht, ich war gefangen in diesem Zwischenzustand, mit schwerem Kopf und schweren Lidern und ohne Kontrolle über die herumschwirrenden Gedanken.

Während ich fuhr, starrte ich auf den Straßenrand, stellte mir ein weibliches Gesicht vor und dachte über den Ursprung der Geschichte nach. Warum stand sie da allein und suchte eine Mitfahrgelegenheit? Wohin wollte sie? Oder war die Frage viel eher: Vor wem wollte sie fliehen?

Nátthagi stand etwas erhöht am Berghang, außerhalb des Ortsgebiets von Hvítárreykir, als wollte das Haus sich davon abgrenzen, um seine prachtvolle Erscheinung zu betonen. Und prachtvoll war es in der Tat. Die meisten Häuser im Dorf waren klein und unscheinbar. Sie waren nicht gebaut, um Aufmerksamkeit zu erregen, sondern sollten günstig und praktisch sein, aber unser Haus war anders. Die Wände waren mit schwarzem Wellblech verkleidet, es hatte einen Keller, einen Dachboden und Sprossenfenster. In der Mitte befand sich ein sechseckiger Erker mit Rundbogenfenstern und das Randbrett der Dachkante verlief am Ende zu einem ziervollen Schnörkel.

In meiner Kindheit fand ich unser Haus toll und erzählte überall stolz, dass ich in dem großen schwarzen Haus außerhalb des Orts lebte. Trotzdem vermied ich es, meine Klassenkameraden zu mir nach Hause einzuladen. Aus der Ferne sah das Haus schön und imposant aus, aber sobald man es betrat, überkam einen ein ganz anderes Gefühl. Mit Häusern war es wie mit Menschen, das Äußere erzählte nur die halbe Geschichte, und ich war sicher, dass es den anderen Kindern beim Betreten ähnlich gehen würde wie mir.

Nicht, dass die Einrichtung oder Innenausstattung hässlich gewesen wäre. Eine gemusterte Tapete zierte die Wände und die Böden waren entweder mit Linoleum oder Teppich bedeckt. Dunkelbraune, orange und smaragdgrüne Farben. Die Möbel waren groß, schwer und dunkel und im Wohnzim-

mer stand ein Kamin, der im Winter angeheizt wurde. Nátt-hagi hätte ein gemütliches Zuhause sein sollen. Mit dem Nachhausekommen hätte ich ein wohliges Gefühl verbinden sollen. Ich weiß nicht, warum sich dieses Gefühl nie einstellte.

Ganz anders war es mit dem Garten. Hohe Pappeln zäunten das Grundstück ein und hinter dem Haus stand ein kleiner Nadelwald, der sich über den Berghang nach oben erstreckte. An Sommertagen lag ich im Gras, starrte in den Himmel, den Duft der Pflanzen in der Nase und die Sonne im Gesicht, und lauschte dem Rauschen des Windes in den Bäumen. Auf der Südseite des Hauses befanden sich Beete, wo meine Schwester und ich Schnittlauch und Tulpen angepflanzt hatten, außerdem standen dort Johannisbeersträucher, die wir im Herbst abernteten, und Beeren in uns hineinstopften, bis wir Bauchweh bekamen.

Jetzt bastelte mein Vater nicht mehr an dem Haus herum, der Anstrich des Wellblechs blätterte langsam ab und in den Beeten waren nur noch Erde und abgestorbene Pflanzen. Das Einzige, was meine Eltern in den letzten Jahren im Garten gemacht hatten, war, einen Goldregen mitten aufs Grundstück zu setzen. Ich habe ihn nie blühen sehen, denn ich kam ja nur im Winter zu Besuch, aber meine Mutter meinte, im Sommer würden die gelben Blumen sie an Stína erinnern.

Mein Vater stand auf der Treppe, als ich ankam. Er breitete die Arme aus und umhüllte mich mit seinem Geruch nach fettigen Haaren und Schweiß. Das Wort *Zuhause* hallte in meinem Kopf wider.

Nachdem ich von hier weggezogen war, hatte ich in vielen verschiedenen Häusern gelebt, aber keines davon war ein *Zuhause* gewesen. Keines hatte mir das Gefühl gegeben, das ich jetzt empfand, als ich vor diesem Haus stand und den Geruch

meines Vaters einatmete. Ich wusste, wie es drinnen riechen würde, wusste, dass im Küchenschrank immer noch ein Marmeladenglas stand, das meine Großmutter vor Jahrzehnten eingekocht hatte, an welchen Stellen der Boden knarrte und welche Fenster sich nicht ordentlich schließen ließen. Manchmal kam es mir vor, als würde dieses Haus immer der einzige Ort sein, der mir das Gefühl geben könnte, wirklich dorthin zu gehören.

»Hallo, Knöpfchen«, flüsterte mein Vater mir ins Ohr.

»Papa«, sagte ich.

Er sah aus wie immer; tief sitzende, dunkle Augen unter buschigen grauen Brauen. Schmale Lippen, mit denen er dennoch groß und breit lächelte. Wobei ich ihn schon lange nicht mehr hatte lächeln sehen. Selbst jetzt hoben sich seine Mundwinkel bei meinem Anblick nur ein klein wenig nach oben. Die Sorgenfalten in seinem Gesicht verliehen ihm ernste und schroffe Züge. Die Trauer stand ihm ins Gesicht geschrieben, hatte ihn gezeichnet genau wie uns alle.

Wir umarmten uns, es war eine enge und innige Umarmung. Als mein Vater losließ, griff er mich bei den Schultern und sah mich an. »Du bist so erwachsen geworden. Wie kann das sein?«

»So läuft das nun einmal, das weißt du doch«, sagte ich.

»Die Jahre vergehen und man bekommt Falten, graue Haare und kaputte Knie.«

»Komm mir nicht mit dem Unsinn. Du wirst immer mein kleines schönes Knöpfchen bleiben.« Ich lächelte und er ließ meine Schultern los. »Also gut, komm rein, komm rein. Es ist frisch hier draußen und wir lassen die ganze Kälte ins Haus.«

In der Küche stand meine Mutter über einem Topf, in dem etwas auf viel zu hoher Hitze vor sich hin blubberte. Eine gelbe Flüssigkeit spritzte auf die gesamte Herdplatte, landete sogar an der Wand, und es roch penetrant nach Curry.

»Marsí«, sagte sie mit ungewöhnlicher tiefer Stimme und sah mich einige Sekunden lang an. Meine Mutter gehörte nicht zu den Menschen, die allen in die Arme fielen, und lächelte meist nur aus angemessener Entfernung.

Bevor sie um 1950 herum meinen Vater kennengelernt hatte, war sie Schauspielerin gewesen, hatte in zwei Produktionen am Staatstheater mitgespielt, war Lillý in *Höhenflug* und Ísabella in *Lange Nächte* gewesen, wodurch sie relativ bekannt geworden war. Aber dann lernte sie eines Abends in der Innenstadt von Reykjavík meinen Vater kennen, und sie verliebten sich, als sie sich quer über die Tanzfläche zum ersten Mal in die Augen sahen. So erzählten sie es zumindest.

Mein Vater stammte aus guten Verhältnissen, seiner Familie gehörte eine Eierfarm namens *Fjarðaregg* hier in Borgarfjörður und später auch eine Geflügelschlachterei. Er war in einer Art Rebellion nach Reykjavík gezogen, hatte sich geweigert, in den Familienbetrieb einzusteigen, und Geschichte studiert, nicht Jura, wie es sich seine Eltern gewünscht hatten. Das Studium brach er aber noch im ersten Semester ab, denn kurz nach ihrem ersten Kennenlernen wurde meine Mutter schwanger.

Oma und Opa konnten meine Mutter nicht ausstehen. In ihren Augen war sie nicht das richtige Mädchen für meinen Vater, weder aus wohlhabendem noch vornehmerem Hause, sondern nur die Tochter einer armen, alleinerziehenden Mutter. Aber sie war schwanger und mein Vater und sie hatten beschlossen zu heiraten, also wurde sie wohl oder übel akzeptiert. Zumindest von meiner Großmutter. Mama meinte, mit ihrem Schwiegervater habe sie vor seinem Tod, als sie noch mit Stína schwanger war, kaum mehr als zwei Worte gewechselt. Mein Vater erklärte, Opa sei ein strenger und schwieriger Charakter gewesen, er habe es nicht leicht gehabt und seinen Frust an anderen ausgelassen.

»Dem tat ich das Schlimmste an, den ich am meisten liebte«, sagte Papa einmal, als ich zehn war. »Das ist ein Zitat aus der Saga von den Leuten aus dem Laxárdal, Marsí, und da ist einiges dran.«

Ich rümpfte die Nase. »Sollte es nicht andersrum sein? Sollte man zu denen, die man am meisten liebt, nicht am besten sein?«

»Doch, aber leider erlaubt man sich meist, ausgerechnet die, die man am meisten liebt, am schlechtesten zu behandeln.«

Ich dachte darüber nach und fragte dann: »War dein Vater schlimm zu dir?«

Papas Lächeln verschwand nicht, aber es veränderte sich. »Mein Knöpfchen, es gibt so viel, das du nicht verstehst.«

Ich weiß also kaum etwas über das Verhältnis der beiden, aber ich weiß, dass Opa eines Tages aufwachte, in den Keller von Nátthagi ging und sich mit einem Gewehr in den Kopf schoss. Jahre später flüsterte mir Stína zu, alles sei voller Blut gewesen, die Wände und sogar die Decke. Eines Tages schlichen wir beide in den Keller, hielten uns an den Händen und suchten nach Überresten des Blutes. Die Wände waren schmutzig, aber nicht rot, sondern braun, als hätte sie jemand mit Dreck beschmiert.

»Das ist Blut«, sagte Stína. »Blut kann auch braun sein, vor allem, wenn es alt ist.«

»Du willst mich veralbern.« Ich wusste genau, dass Blut rot war und nicht braun.

Später ging ich allein in den Keller, benetzte meinen Finger und strich über die Wand. Ich zog eine Spur in der Verschmutzung und leckte meinen Finger ab, wollte prüfen, ob es nach Blut schmeckte. Ich war nicht sicher.

Nach Opas Tod hatte Oma allein in Nátthagi gelebt, doch sie war früh gealtert. Meine Mutter hatte nicht zu ihr aufs

Land ziehen wollen, das Dorf Hvítárreykir hatte für eine junge Schauspielerin nicht viel zu bieten. Heute lebten dort um die neunhundert Menschen, aber ich erinnerte mich, dass wir den tausendsten Einwohner gefeiert hatten, als ich in der zweiten Klasse war. Seitdem waren es immer weniger geworden, vor allem, nachdem eine Textilfabrik geschlossen und näher zum Meer verlagert worden war. Der Ort war trotzdem der größte in der Gegend, lag zwischen Húsafell und Reykholt, an einem Berghang am Ufer der Hvítá, die hellblau und eiskalt durch das Dorf floss und das Schmelzwasser der Gletscher Langjökull und Eiríksjökull Richtung Meer beförderte, deren Gipfel an klaren Tagen manchmal im Inneren des Tals hervorblitzten.

Letztendlich ließ sich meine Mutter doch zum Umzug überreden, weil sie meinen Vater liebte und auch, weil sie schwanger war und die Schauspielträume ohnehin auf Eis legen musste. Stína kam im Frühling zur Welt, wie die Lämmer, etwa ein Jahr nach dem Abend in der Innenstadt von Reykjavík. Sie hatte weiße Haare und große hellblaue Augen, die an das Wasser der Hvítá erinnerten.

Oma starb etwa ein Jahr nach Stínas Geburt, und Papa erbt die Eierfarm und das Haus Nátthagi. Als ich zwei Jahre danach auf die Welt kam, hatte Stína noch nicht angefangen zu sprechen, doch drei Wochen später sagte sie ihr erstes Wort: Marsí. Sie lispelte, aber es sollte mein Name sein, Marsibil. Seitdem wurde ich nur noch Marsí genannt.

Jetzt, vierundzwanzig Jahre später, stand meine Mutter in der Küche in Nátthagi, es roch nach Curry und ihre Schauspielkarriere war eine ferne Erinnerung, die sie immer wieder gerne auffrischte, genau wie manche Tageszeitungen, in denen gelegentlich Artikel erschienen mit Schlagzeilen wie: *Was wurde aus dem großen Schauspieltalent Nína Sveins?*

»Du bist spät, Marsí«, sagte meine Mutter. »Ich dachte, du wolltest gegen Mittag bei dir zu Hause losfahren.«

»Es hat ein wenig länger gedauert.«

»Und wie siehst du überhaupt aus? Was ist mit deinen Haaren?« Sie legte den Kopf zur Seite und sah mich eine Weile an, bevor sie auf mich zutrat und mir durch die Haare strich, langsam und sanft. Ich bekam Gänsehaut auf dem Rücken, als ich ihre Fingernägel auf meiner Kopfhaut spürte. Im Nacken hielt sie inne und griff nach den Haaren, als wollte sie prüfen, wie dicht sie waren, und lächelte dann schal. Ihre Lippen hatten dieselbe rote Farbe wie ihre Fingernägel, doch anders als die schön gepflegten Nägel glänzten sie nicht, sondern waren trocken und der Lippenstift verrann in den kleinen Falten um ihren Mund.

»Was?«, fragte ich.

»Was bedrückt dich?«

»Nichts.«

Mama ließ meine Haare los und widmete sich wieder dem Curry-Gericht. »Du kannst mit mir über alles reden, Marsí. Das weißt du.«

»Ich weiß.«

»Gehst du noch zur Therapie?«

»Ja«, log ich. Ich hatte aufgehört, zum Psychologen zu gehen, als er mich *genauer untersuchen* wollte. Hatte nur zustimmend genickt und war nie wieder hingegangen.

»Du bist wie dein Vater, trägst deine Gefühle nicht nach außen.«

»Müssen das denn alle tun?«

»Nein, nein. Das nicht. Aber manchmal tut es gut, über die Dinge zu reden.«

»Vielleicht.«

Meine Mutter verteilte den Eintopf in Schüsseln und reichte sie mir, um sie zum Tisch zu bringen.

»Also, ich habe richtig Hunger«, sagte Papa, als wir saßen, und schaufelte das Essen so schnell in sich hinein, dass die gelbe Curry-Soße aus seinen Mundwinkeln quoll.

»Ich weiß gar nicht, wann ich zuletzt Lamm in Curry-Soße gegessen habe«, sagte ich.

Wenn meine Mutter ein Curry-Gericht kochte, schmeckte es nie gleich, und niemand wusste, was genau drinsteckte. Sie machte es immer zur Resteverwertung und ich weiß noch, dass ich einmal einen Bissen ewig kauen musste und danach Bauchschmerzen bekam.

»Das ist Hähnchen«, sagte meine Mutter. »Wir hatten noch so viel davon übrig, also ist es zur Abwechslung mal das geworden. Es schmeckt bestimmt genauso gut.«

»Hm, ich weiß nicht«, sagte ich und es verdrehte mir sofort den Magen. Ich konnte Hähnchen nicht ausstehen, egal wie es zubereitet war. Eine der Folgen, als Kind die kleinen rosa Vogelkadaver in der Schlachtereie gesehen zu haben. Ich stocherte mit der Gabel in der Soße. Sie hatte eine seltsame Farbe, irgendwo zwischen Gelb und Braun. Ich fischte ein Stück Kartoffel heraus und betrachtete es, bevor ich es mir in den Mund steckte.

Meine Mutter sah mir beim Kauen zu. »Du bist so dünn geworden, Marsí. Wer hätte das gedacht?«

»Was meinst du?«

»Du warst immer so weich.«

»Weich?«

»Mit Kurven. Du sahst ziemlich früh sehr weiblich aus. Mit zwölf hattest du schon Brüste und Hüften. Deine erste Periode kam mit elf.«

»Mama.« Ich spürte, dass ich rot wurde. Als ich mit elf meine Regel bekommen hatte, dachte ich erst, ich würde sterben, und erzählte Stína davon, aber sie lachte nur und fragte, ob ich wirklich so dumm sei.

»Stell dich nicht so an«, sagte meine Mutter. »Alle Frauen bekommen irgendwann ihre Periode.«

»Ich war keine Frau. Ich war ein Kind.«

»Manchmal kommt es mir vor, als wärst du nie ein Kind gewesen«, sagte meine Mutter.

»Was redest du da, Nína. Ich erinnere mich noch gut daran, wie Marsí halb nackt hier herumgerannt ist«, warf Papa ein.

»Dir war nie kalt«, sagte sie. »Du wolltest dir nie was anziehen.«

»Nicht einmal im Kindergarten«, sagte Papa. »Eines Tages hat dich deine Mutter dort abgeholt und du warst verschwunden, man hat dich dann hinterm Haus mit irgendeinem Jungen gefunden, ihr wart beide splitternackt. Wie hieß der Junge noch mal, Nína?«

»Das war Árni Jakob. Der manchmal im Kiosk arbeitet. Der Sohn von Jonni und Ninna.«

»Stimmt. Erinnerst du dich noch an ihn, Marsí? War er nicht ein Jahr jünger als du?«

Ich nickte, aß einen weiteren Bissen und überlegte mir ein neues Gesprächsthema. Egal was. Als ich schlucken wollte, blieb mir etwas im Hals stecken.

»Er war einmal hier und ihr habt zusammen gebadet«, fuhr meine Mutter fort.

»War es nicht er, der ...?«, fragte mein Vater.

»Ja, genau, der in die Badewanne gekackt hat.«

Mama lachte und Papa stimmte mit ein, sodass ihre currygelben Zähne leuchteten.

Ich trank einen Schluck Wasser, versuchte mich zu räuspern, aber der Bissen steckte immer noch fest.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Papa, als sein Lachanfall vorbei war. Ich würgte bereits und stand schnell auf. »Entschuldigt.«

Im Flur hustete ich kräftig, aber es brachte nichts. Das Blut schoss mir in den Kopf, während ich weiter abwechselnd würgte und hustete.

Papa kam genau in dem Moment, als ich etwas ausspuckte. Ein gelbbrauner schleimiger Klecks landete auf dem Boden, aber ich spürte immer noch etwas in der Speiseröhre und auf der Zunge, also steckte ich mir den Finger in den Hals und zog ein langes Haarbüschel hervor.

Nach dem Essen setzten wir uns ins Wohnzimmer. Für gewöhnlich hätten wir ferngesehen, aber da es donnerstags kein Programm gab, hörten wir uns im Radio das Hörspiel *Die drei Schurken* von Carl Gandrup an. Auf dem Sofatisch stand eine offene Flasche Genever. Wie immer drehte sich dieses jährliche Treffen darum, zu sitzen, zu trinken und zusammen zu schweigen. Eine Art Familientradition.

Kurz darauf wurde mein Vater angerufen und musste in der Eierfarm nach dem Rechten sehen. Seit ich mich erinnern konnte, musste Papa abends irgendwann plötzlich los und kam oft erst wieder, wenn alle bereits schliefen. Ich verstand nie, warum die Hühner ihn abends so dringend brauchten.

Meine Mutter schlief kurz darauf mit halb offenem Mund ein, sie schnarchte nicht direkt, aber atmete laut. Wie schon oft zuvor sah ich ihr beim Schlafen zu. Ich wusste nicht so recht, was ich dabei fühlte. Als Kind hatte ich sie zugleich bewundert und gehasst, und alles dazwischen, doch mittlerweile empfand ich vor allem Mitleid.

Ich drehte das Radio leiser, schenkte mir nach und stand auf.

Das Haus hatte sich seit meinem Auszug kaum verändert, an den Wänden hingen immer noch dieselben Bilder und in den Regalen stand derselbe Schnickschnack. Auch mein Zimmer war genau so, wie ich es hinterlassen hatte. An der Wand hing

eine Korktafel mit Bildern von Schauspielern und Sängern und einem Flugticket von unserer Dänemarkreise zwei Jahre vor Stínas Verschwinden. Ich zog den Schreibtischstuhl zum Kleiderschrank, um das oberste Regal zu erreichen. Dort war sie noch, die Schuhschachtel mit den Briefen, die ich vor zehn Jahren bekommen hatte.

Etwa zwei Wochen nachdem meine Anzeige in *Vikan* erschienen war, erhielt ich eine Antwort. Ich ging mit dem Brief auf mein Zimmer, schloss hinter mir die Tür und riss ihn auf.

*Hallo Kristín,
ich habe deine Anzeige gesehen und fand sie sehr
interessant. Ich schreibe dir, weil ich hoffe, dass wir
Brieffreunde werden. Ein bisschen über mich: Ich habe
einen jüngeren Bruder, spiele Klavier und liebe Tiere, vor
allem Hunde. Nächste Woche werde ich siebzehn, aber ich
habe Geburtstag (ziemlich komisch, ich weiß!).
Wenn du Interesse hast, würde ich gerne mehr über dich
erfahren.
Hoffnungsvolle Grüße,
Bergur*

Bergur und ich schrieben uns fast ein Jahr lang alle zwei Wochen, also lagen etwa zwanzig Briefe im Schuhkarton. Ich war froh, nicht die Briefe zu haben, die ich geschrieben hatte, das kindische Mädchen von damals. In den Briefen nannte ich mich Stína, aber ich war eine Mischung aus uns beiden. Ich benutzte Ausdrücke, die ich von ihr kannte, und erzählte ihre Geschichten. Stína war ungehemmt und es gab nichts, was ihr einfach nur gefiel, sie war immer sofort Feuer und Flamme. Sie *vergötterte* Filmstars und Sänger, Lehrer und Freundinnen,

Bücher und Songs. Zu Beginn war ich wahrscheinlich eher Stína als ich selbst, aber mit der Zeit erzählte ich immer mehr von mir. Von Marsí. Ich feilte trotzdem jedes Mal so lange am Text herum, bis ich genau die war, die ich sein wollte. Das war nicht schwer, wenn ich etwas Falsches oder Dummes geschrieben hatte, radierte ich es einfach weg. Die Briefe, die ich bekam, las ich dann, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass auch sie sehr wahrscheinlich genau durchdacht und immer wieder neu geschrieben waren, nicht so spontan und heiter, wie sie klangen.

Die ersten Briefe waren eher kurz gehalten, wir erzählten von unseren Hobbys und uns selbst. Aber mit der Zeit wurden sie persönlicher und die Gefühle intensiver. Mein Blick fiel auf einzelne Sätze, *ich habe das Gefühl, nirgendwo dazuzugehören und es kommt mir vor, als würden wir uns bereits richtig gut kennen*. Seinerzeit hatten mich die Worte direkt ins Herz getroffen, aber jetzt wurde ich rot, wenn ich daran dachte, wie leichtgläubig ich damals gewesen war. Die meisten Jugendlichen durchlebten ähnliche Gefühle, aber ich dachte, ich wäre besonders, dieser Junge würde mich verstehen und unsere Verbindung wäre einzigartig. Jetzt sah ich ein ganz anderes, düsteres Bild.

Ich trank den letzten Schluck aus meinem Glas und las weiter. Überflog den Text nur, aber kam dennoch ins Schwitzen. Der letzte Brief war am schwersten. Er hatte ein paarmal über ein Treffen gesprochen, erwähnt, dass er jetzt einen Führerschein habe und bereit sei, nach Hvítárreykir zu kommen, aber ich war nicht darauf eingegangen. Das Problem lag auf der Hand; ich war nicht die sechzehnjährige Kristín, sondern die vierzehnjährige Marsibil. Im letzten Brief schrieb er dann: *Ich habe das Gefühl, in den Briefen können wir ganz offen und ehrlich sein, und ich möchte dich unbedingt treffen. Ich könnte zu dir kommen, wenn du willst, aber ich muss zugeben, dass ich in manchen*

Aspekten nicht ganz aufrichtig war. Das erkläre ich dir, wenn wir uns von Angesicht zu Angesicht sehen. Manches kann man nicht in Briefen sagen.

Diese Worte hatten mich überzeugt und ich stimmte einem Treffen zu. *Am Freitag, 17. November, um zehn Uhr, bei der Brücke über die Hvítá*, schrieb ich und zählte die Tage bis dahin.

Als es so weit war, konnte ich vor Aufregung kaum still sitzen. Doch dann ... na ja, ich schaffte es nicht rechtzeitig. Stína war an dem Abend aber bei einer Freundin und beschloss aus irgendeinem Grund, früher nach Hause zu gehen. Sie machte sich kurz vor zehn auf den Weg und wollte die zweieinhalb Kilometer zu unserem Haus zu Fuß zurücklegen.

Gegen Mitternacht, am 17. November 1967, wurde Stínas blutige Jacke bei der Brücke über die Hvítá entdeckt. Stína kam nie nach Hause und wurde nie gefunden. Bis heute gab es keine anderen Hinweise zu ihrem Verschwinden.

Ich schloss für einen Moment die Augen, während der Schmerz in meiner Brust sich erst zusammenzog und dann ausdehnte. Ich nahm den Brief, der vor ein paar Tagen durch den Briefschlitz gekommen war, und verglich ihn mit dem ersten Schreiben meines Brieffreundes.

Hoffnungsvolle Grüße, stand auf beiden in derselben Handschrift.

KRISTÍN

HERBST 1966

Ich will verschwinden.

Leute verschwinden andauernd. Die Welt ist groß und der Mensch so klein, es sollte nicht schwer sein, zu verschwinden und nie mehr gefunden zu werden. Der Satz hallt gerade in meinem Kopf wider, als mein Name aufgerufen wird, aber dort im Klassenzimmer gibt es keinen Fluchtweg.

Ich gehe langsam nach vorne zur Tafel. Normalerweise bin ich nicht schüchtern, aber jetzt starren mich so viele Gesichter an, dass ich irgendwie ganz nervös werde.

Die unbekanntenen Gesichter gehören den Schülern aus Varmaland, Heiðaskóli, Kleppjárnsreykir und anderen Schulen in Borgarfjörður. Natürlich sind darunter auch bekannte Gesichter aus meiner alten Schule in Hvítárreykir, aber die sind in der Unterzahl. Jetzt wurden wir alle hier in der weiterführenden Schule in Reykholt zusammengewürfelt und in zwei Jahren bekomme ich einen Abschluss und kann endlich Kunst studieren, wovon ich seit vielen Jahren träume. Aber erst muss ich diesen Aufsatz vorlesen, den wir in Isländisch aufhatten, für den ich mir kaum Zeit genommen habe und der wirklich nicht besonders gut geworden ist.

»Bitte schön, Kristín, du darfst anfangen«, sagt der Lehrer.

»Danke.« Ich räuspere mich und lasse den Blick durch die Klasse schweifen.

Málfríður weiß, dass ich die Hausaufgabe nicht ordentlich

gemacht habe, und ich sehe, wie sie angestrengt versucht, nicht laut zu lachen. Dann fällt mein Blick auf Gústi, der lächelt und leicht nickt, wie um mich zu ermutigen, also atme ich tief durch und fange an.

»Du bist nicht auszuhalten«, sagt Málfríður, als wir das Klassenzimmer verlassen. »Im Ernst, Stína, das ist unausstehlich.«

»Was?« Ich kann das Lächeln kaum zurückhalten. Der Vortrag verlief besser, als ich zu hoffen gewagt hätte. Nach wenigen Minuten war ich in Fahrt, und wie sich herausstellte, wusste ich mehr über das Thema, als ich dachte. Wer hätte das geahnt?

»Du hast gesagt, dass du nichts kannst und nichts weißt, und dann redest du endlos«, sagt Málfríður.

»Ich hatte einen Lauf.«

»Einen Lauf? Was bist du? Wer bist du?« Sie sieht mich fassungslos an. »Unser Lehrer Ingimundur hat am Ende sogar geklatscht. Er hat tatsächlich geklatscht.«

Málfríður tut so, als müsste sie sich übergeben, aber Gústi klopft mir auf den Rücken. »Ich wusste, du würdest das gut machen.«

»Stína war schon immer so«, sagt Guðrún. »Sie jammert und jammert und dann bekommt sie alles einwandfrei hin. Und obendrauf malt sie wie da Vinci und wird sogar Kunst studieren.«

»Oder wie Mary Cassatt«, werfe ich ein.

»Wer?«

»Ach, egal.«

»Wo willst du Kunst studieren?«, fragt Gústi.

»In Kleppjárnshólar. Aber das ist nur ein zwölfwöchiger Kurs, zwei Abende in der Woche.« Ich versuche, beiläufig zu klingen, aber es erfüllt mich trotzdem mit Stolz.

Halldóra, unsere Kunstlehrerin in Reykholt, hatte mich vor ein paar Tagen zu sich gerufen. Sie hat auch schon in meiner vorherigen Schule unterrichtet.

»Erinnerst du dich an Ívar?«, fragte sie. »Den Kunststudenten, der vergangenen Frühling hier war und ein paar Stunden hospitiert hat.«

»Ja, er wollte Kunstlehrer werden, nicht wahr?«

»Genau. In Kleppjárnsreykir sollen ab Herbst einige Volkshochschulkurse stattfinden«, sagte sie. »Maschinenschreiben, Dänisch, Englisch und außerdem soll Ívar Kunst unterrichten. Das wäre perfekt für dich.«

»Für mich?«

Halldóra meinte zwar, ich sei etwas jung für die Kurse, aber sie wollte mit meinen Eltern sprechen und war sicher, dass sie zustimmen würden, weil es eine gute Grundlage für das weitere Studium wäre.

»Sie wurde persönlich eingeladen«, sagt Guðrún.

»Wann fängst du an?«, fragt Gústi.

»Heute Abend.«

»Unausstehlich«, wiederholt Málfríður und legt sich auf dem Hang neben dem Schulgebäude ins Gras.

Guðrún und ich setzen uns zu ihr, aber Gústi bleibt etwas unterhalb und zupft an den Gräsern herum.

»Was habt ihr am Wochenende so vor?«, fragt er.

»Es gibt eine Party bei Snorri zu Hause«, sagt Málfríður.
»Dort werden alle sein.«

»Wer alle?«, fragt Guðrún, die Hände tief in den Jackentaschen vergraben.

»Alle, die wichtig sind«, sagt Málfríður, ohne sie anzusehen.

Die beiden mögen sich nicht sonderlich, aber erdulden einander meinetwegen. Sie könnten kaum unterschiedlicher sein. Málfríður kam letztes Frühjahr in unsere Schule in Hví-

tárreykir, weil ihr Vater der neue Pfarrer im Ort wurde. Davor hatte sie in Reykjavík gelebt und fand es richtig blöd, aufs Land ziehen zu müssen. Am ersten Tag stand sie schmollend vor uns, und als der Lehrer sie bat, ein bisschen von sich zu erzählen, sagte sie, ihre Eltern hätten sie gegen ihren Willen gezwungen, in dieses Kaff zu ziehen. Ich war die Einzige, die lachte, und Málfríður lächelte kaum merklich zurück. Seitdem sind wir Freundinnen.

Guðrún hingegen hat schon immer hier gelebt, genau wie ich, und sie sagt oft, dass sie nirgendwo sonst sein will. Sie liebt die Tiere und die Berge und wir haben unzählige Geheimplätze in der Gegend, zu denen wir schon als Kinder immer gegangen sind. Wir haben etwas Proviant eingepackt und so getan, als würden wir zu zweit in der Natur überleben wollen, uns nur noch von Beeren und Sauerampfer ernähren und das Wasser aus der Hvítá trinken. Manchmal gingen wir sogar bis zu den Wasserfällen Hraunfossar, wo Gletscherwasser, das erst unterirdisch durch das poröse Lavafeld sickert, sich in unzähligen kleinen Wasserfällen in die Hvítá löst. Etwas weiter oberhalb im Fluss gibt es noch einen größeren Wasserfall namens Barnafoss und dort setzten wir uns hin und starrten in den Strom, während wir über die beiden Kinder nachdachten, die laut der Legende dort ertrunken waren. Früher gab es über dem Wasserfall einen natürlichen Steinbogen und eines Tages, als die beiden Söhne des nah gelegenen Bauernhofes während des Kirchgangs unbeaufsichtigt zu Hause zurückgelassen wurden, fielen sie vom Steinbogen ins Wasser und ertranken im Fluss. Geplagt von schlechtem Gewissen, ließ ihre Mutter den Steinbogen zerstören, damit nie wieder jemand dort das Leben lassen musste.

Málfríður ist groß, schlank und brünett, Guðrún ist klein, pummelig und strohblond. Außerdem sind ihre Charaktere

völlig gegensätzlich. Guðrún ist stets gut gelaunt und hat immer ein Lächeln auf den Lippen, während Málfríður alles und alle auf die Hörner nimmt. Sie ist forsch und draufgängerisch und mit ihr wird es nie langweilig.

»Und wer sind die, die wichtig sind, Málfríður?«, frage ich.

»Na, Gísli und Ómar und ...« Málfríður zählt alle auf, die ihr wichtig genug erscheinen, und als ihr keine Namen mehr einfallen, wirft sie ihre Haare über die Schulter und sagt: »Wir müssen da hin.«

»Was meint ihr? *Müssen* wir da hin?«, frage ich und sehe Guðrún und Gústi an.

»Na ja, wenn alle hingehen«, sagt Guðrún.

Guðrún und ich lächeln einander zu und ich weiß genau, was sie denkt.

»Was ist mit dir, Gústi?«, fragt Guðrún. »Möchtest du hingehen?«

»Ich werde selbstverständlich teilnehmen«, sagt Gústi feierlich. Gústi kenne ich genau wie Guðrún schon, seit ich denken kann. Er begleitete Marsí und mich oft auf dem Schulweg und rannte immer sofort heraus, wenn wir an seinem Haus vorbeikamen. Eigentlich ist er unser nächster Nachbar, auch wenn er anderthalb Kilometer entfernt wohnt, das Haus seiner Familie steht ebenfalls ein kleines Stück außerhalb des Orts.

»Super«, sage ich.

In dem Moment öffnet sich ein Fenster im ersten Stock der Schule und die Glocke ruft uns zurück in die Klassen. Wir stehen nicht sofort auf, sondern lassen erst alle anderen hineingehen und bilden dann das Schlusslicht.

Das denken wir jedenfalls.

Katrín taucht plötzlich hinter uns auf, mit einem dicken Buch in der Hand. Sie sucht sich meist einen ruhigen Ort auf dem Schulgelände und sitzt die ganze Zeit allein dort und liest.

»Katrín«, sagt Málfríður mit überraschend sanfter Stimme.

Katrín lächelt, aber wirkt eher misstrauisch.

»Gehst du auf die Party?«, fragt Málfríður.

»Wohin?«

»Auf die Party am Wochenende. Schon davon gehört?«

Katrín schüttelt den Kopf.

»Du solltest hingehen«, sagt Málfríður.

»Nein, ich ...«, sagt Katrín, aber Málfríður legt die Hand auf ihre Schulter.

»Ehrlich, es wäre schön, wenn du mitkommst.« Dann senkt sie die Stimme. »Und Böðvar hat schon gefragt, ob du auch da sein wirst.«

Katríns Augen leuchten auf und ihre Wangen färben sich ein wenig rosa, sie nickt: »Okay, vielleicht komme ich.«

Katrín ist in Böðvar verknallt, seit ich denken kann, und in unserer alten Schule wussten es alle, sogar die Lehrer. Wahrscheinlich ist es für alle offensichtlich, außer für Böðvar, der so neben sich steht, dass er nichts mitbekommt, sofern es nicht mit Maschinen oder Autos zu tun hat. Sein Vater hat eine kleine Autowerkstatt bei ihnen zu Hause und Böðvar hilft ihm gerne aus. Oft kommt er mit schwarzen Händen und Flecken im Gesicht zur Schule, weil er morgens schon gearbeitet hat.

»Super. Ich freu mich, dass wir uns dort sehen«, sagt Málfríður, doch etwas an ihrem Tonfall löst bei mir Unbehagen aus.

»Was war das denn?«, flüstere ich ihr zu, als wir drinnen sind. »Warum hast du sie eingeladen?«

»Sie ist immer allein und ich dachte, sie würde bestimmt gerne mitkommen.«

Ich verschränke die Arme. »Wirklich?«

»Wirklich.« Málfríður hakt sich bei mir ein. »Ich kann auch nett sein.«

Ich lache auf. »Ja, ja, du bist schon in Ordnung.«

Málfríður kommt manchmal sarkastisch und etwas zu direkt rüber, aber tief in sich ist sie ein guter Mensch und will niemandem etwas Böses. Schade nur, dass sie diese Seite von sich so selten zeigt.

MARSIBIL

FREITAG, 18. NOVEMBER 1977

Ich schlief nicht direkt ein, sondern döste beim Lesen der Briefe nur ein wenig weg und verbrachte die ganze Nacht in einer Art Halbschlaf. Irgendwann träumte ich von meiner Mutter. Sie stand in einem weißen Nachthemd über mir, streckte die Hand zu mir aus und ritzte mit ihrem scharfen Fingernagel ein Loch in meinen Bauch. »Halt still, Marsí«, sagte sie. »Mama macht es wieder gut.«

Ich wachte auf, als jemand an die Tür klopfte.

»Marsí?«

»Ja?« Ich griff immer noch um meinen Bauch, aber ließ los, sobald ich zu mir kam.

Mein Vater öffnete die Tür einen Spalt. »Ich muss noch mal kurz los, aber ich komme heute Abend wieder. Bist du dann noch da?«

»Ich bleibe hier«, sagte ich. »Ist Mama zu Hause?«

»Nein, sie ist irgendwo hingegangen, aber kommt bestimmt bald wieder.«

Als mein Vater weg war, legte ich mich wieder hin und versuchte einzuschlafen, aber als es nicht gelang, stand ich auf.

Im Tageslicht sah ich, wie dreckig das Haus war, nicht wirklich unordentlich, aber auf den Regalen lag eine Staubschicht und die Fenster waren matt, sodass man kaum hindurchsehen konnte. Ich strich über die Statuette eines weißen Mädchens mit bläulichen Haaren, die wir Schwestern

immer sehr gemocht hatten, und mein Finger wurde sofort grau.

Das Badezimmer war besonders übel. Meine Mutter nahm liebend gerne ein Bad, sie befüllte die Wanne mit Seife, die über den Rand schäumte, und legte dann die Füße auf den Wasserhahn und rauchte. Sie schloss nie ab und ich war es gewohnt, auf die Toilette zu gehen, während sie dort lag. Jetzt waren braune Ablagerungen in der Wanne, als wäre sie seit Ewigkeiten nicht mehr geputzt worden, und es stank nach alten Handtüchern. Ich spritzte etwas kaltes Wasser in mein Gesicht und ging weiter in die Küche.

Mein Magen zog sich bereits zusammen vor Hunger, also steckte ich eine Scheibe Brot in den Toaster, nachdem ich sie sorgfältig auf grüne Stellen überprüft hatte. Auf dem Küchentisch lag die Zeitung mit Stínas Bild auf dem Titelblatt, als hätte sie jemand dort für mich liegen gelassen. Ich setzte mich mit Brot und Kaffee hin und schlug die Zeitung auf.

Der Artikel über Stína nahm eine ganze Seite ein, und dort war auch das Bild von unserer Familie auf dem Sofa im Wohnzimmer. Mama mit ihren blonden Wellen, Papa in einem dunklen Hemd und ich daneben, kaum wiederzuerkennen. Meine Mutter hatte mich für den Besuch des Journalisten zurechtgemacht und frisiert, also waren meine Haare zu zwei Zöpfen geflochten und ich trug einen Rollkragenpullover unter einem Kleiderrock, wie ein übergroßes Kleinkind.

Fast alle kennen den Namen Kristín Karvelsdóttir, die sich am Freitag, dem 17. November 1967, abends von ihrer Freundin auf den Nachhauseweg gemacht hat und seitdem vermisst wird. Ihre blutverschmierte Jacke wurde noch in der Nacht auf Samstag bei der Brücke über die Hvítá gefunden. Kristíns Verschwinden gehört

zu den größten ungelösten Kriminalfällen der letzten Jahre.

Kristín ist die Tochter von Karvel Kristjánsson und Jónína Helga Sveinsdóttir. Die beiden betreiben die Eierfarm Fjarðaregg und eine Geflügelschlachterei bei Hvítareykir im Borgarfjörður. Kristín war zu dem Zeitpunkt erst sechzehn Jahre alt, galt als talentierte Malerin und plante ein Kunststudium im Ausland. Sie hatte eine Freundin besucht, als sie sich gegen zehn Uhr abends zu Fuß auf den anderthalb Kilometer langen Nachhauseweg machte, doch als sie gegen Mitternacht noch nicht angekommen war, begannen ihre Eltern sich zu sorgen. Die Polizei und eine Gruppe Freiwilliger suchten nach Kristín und schon bald wurde ihre Jacke unweit ihres Zuhauses am Straßenrand gefunden. Auf der Jacke war Blut, das aller Wahrscheinlichkeit von Kristín stammte, daher wird davon ausgegangen, dass es zu einer Auseinandersetzung gekommen war. Zehn Jahre später fehlt von Kristín Karvelsdóttir immer noch jede Spur.

Der Artikel beschrieb auf dramatische Weise, wie die erfolglose Suche in den darauffolgenden Tagen und Wochen die kleine Gesellschaft in Island lähmte.

Meine Erinnerungen an die Zeit waren ziemlich verschwommen, nur an den nächsten Morgen erinnerte ich mich, als wäre es gestern gewesen. Papas Stimme, die mich weckte: »Knöpfchen, wie geht es dir?«

Mein Kopf war schwer und mir wurde übel, als ich mich aufrichtete, ich spürte sofort, dass etwas nicht stimmte. Für gewöhnlich saß mein Vater nicht morgens an meinem Bett und er trug noch dieselben Sachen wie am Vorabend.

»Ist etwas passiert?«, fragte ich.

Nach kurzem Zögern nickte er. »Wir wissen nicht, wo Stína

ist. Sie ... sie ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen. Wir haben die ganze Nacht nach ihr gesucht.«

Ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe oder ob ich überhaupt etwas gesagt habe, aber ich erinnere mich, dass ich nur an Bergur denken konnte. Wir wollten uns treffen, aber offenbar war ich eingeschlafen, während ich auf den richtigen Moment gewartet hatte, um mich aus dem Haus zu schleichen.

Papa strich mir über den Kopf und ich sah, wie rot seine Augen waren. »Es wird alles wieder gut, meine kleine Marsí«, sagte er. »Wir finden sie, ganz sicher.«

Ich hätte ihm vielleicht geglaubt, wenn seine Stimme nicht so mechanisch geklungen hätte.

Als ich später an dem Tag herausfand, wann Stína sich auf den Nachhauseweg gemacht hatte und wo ihre Jacke gefunden worden war, zählte ich eins und eins zusammen. Ich sah vor mir, wie sie nach Hause gegangen war, aber angehalten hatte, weil ein Auto auf sie zukam und langsamer wurde. Sah vor mir, wie sie zum Schutz vor den blendenden Scheinwerfern die Augen abschirmte, wie das Fenster hinuntergelassen wurde und ein Männergesicht erschien: »Bist du Stína?«

Ich kratzte mich am Hinterkopf, meine Wangen wurden heiß und die Selbstvorwürfe hallten in meinem Kopf wider. Da war sie wieder, die fiese Stimme, die mir eintrichterte, ich sei schuld an ihrem Verschwinden. Mit der Zeit hatte ich mich an sie gewöhnt und meist ließ ich sie so lange toben, wie sie wollte. Ich hatte es ja nicht anders verdient. Eine Zeit lang bestrafte ich mich selbst mit verschiedensten Methoden, zwickte mich, bis es blutete, riss mir die Haare aus und ließ mich volllaufen. Der Selbsthass hatte bis heute nicht nachgelassen, aber ich trank etwas gemäßigter und ließ zu, dass ich auch mal unglücklich war. Das war das Mindeste, was ich tun konnte.